

# Die Geschichte von der Katze Nina

Autor(en): **Braun, Frank F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 26

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756971>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Geschichte von der Katze Nina

Von Frank F. Braun

Das geschah damals, als die Sowjets ihre Herrschaft antraten. Jeder kleine Kommissar war plötzlich Herr über Leben und Tod geworden. Dabei gab es kein Entzinnen aus diesem Lande; es sei denn als Bettler, nackt sozusagen. Wer seinen Besitz über die Grenze zu bringen versuchte, wurde als Verbrecher behandelt. Die Justiz lag zu der Zeit — aber lassen wir das. Ich wollte die Geschichte der Gräfin Dassow erzählen; oder nicht einmal; es ist die Geschichte von der Katze Nina, die der Gräfin gehörte.

Wir saßen in Kronstadt in einem Hotel, das früher Seeleuten als Quartier vöbergewandter Art gedient haben mochte. Es war ärmlich und zu dieser Zeit natürlich auch schmutzig. Aber man hatte ein Dach über dem Kopf; es gab in unserem Bekanntenkreis viele, die hinter den Festungswällen und in Hofecken zusammengekauert die Nächte verbrachten.

Der Gräfin war die Ausreise erlaubt, oder wenigstens nicht verboten. Sie hatte auf jeden Besitz verzichtet. Was wäre ihr anderes übriggeblieben! Der Kommissar — oder welchen Titel der frühere Matrose jetzt führen mochte — schlich mit seinen Leuten um uns herum. Diese Gräfin mußte doch noch irgendwie Geld versteckt halten! Wie würde sie sonst wagen, an Bord des dänischen Dampfers zu gehen, der auf der Reede lag und Flüchtlinge zu befördern bereit war. Die Ueberfahrt kostete bestimmt Geld!

Ueberraschend ließ er eine Leibesvisitation vornehmen. Eine Frauensperson aus der Hafengegend untersuchte die Gräfin genauest. Sie fand jedoch nichts. Gepäck gab es keines. Ein Bündel Wäsche, rasch durchprüfbar, das war alles. — Mich sah man nicht an. Ich war eine unbedeutende Person. Ich hatte nie etwas besessen. Mochte ich sehen, ob der Däne mich gegen Arbeitsleistung mit nach Kopenhagen nahm. Aber gerade auf mich hätte der Kommissar achten sollen. Ich bewahrte die drei großen, ungefaßten Edelsteine der Gräfin, die, wenn auch an sich kaum ein Bruchteil eines einstigen Besitzes, doch noch ein Vermögen bedeuteten.

Die Gräfin trug ihr Geschick mit Gefäßtheit. Sie saß in ihrem Zimmer, hielt die weiße Katze — Nina rief sie das Tier — auf dem Schoß und wartete. Worauf? Worauf wir alle warteten. Auf die nächste Stunde, auf den Wechsel, der kommen mußte. Am Abend wollte der dänische Dampfer Boote schicken und Passagiere aufnehmen. In derselben Nacht noch mußte er fort.

Vielleicht war doch Verrat im Spiele. Oder der Gräfin Besuch in meiner Kammer war aufgefallen. Wir hatten den Fluchtplan besprochen. Die Steine sollte ich behalten. Es war zu fürchten, daß man die Gräfin noch in letzter Minute untersuchen würde. Ich nickte und sah sie an, die mit ihrem klein gewordenen weißen Gesicht vor mir saß. Sie hielt ihre Katze auf den Knien, zupfte die blaue Schleife zurecht, die das Tier trug, und schien leidend ruhig. Es war viel zu besprechen. Jeden Augenblick konnte die Sirene des Dampfers das Zeichen geben, daß die Boote ausgesetzt seien. Wir flüsternten, würgten an den Worten und brachten sie nur mühsam heraus. Der Katze wurde das langweilig; sie sprang zu Boden. Gab es auch Mäuse in diesen Zimmern? Nina kroch unter den Schrank und lauerte.

Als die Gräfin mich verließ, blieb die Katze bei mir im Zimmer. Wir hatten sie vergessen. Ich schloß sofort hinter der Gräfin die Tür ab. Mir blieb der ungewisse Eindruck, als habe da im Gang ein Mensch gestanden, der eilig davonlief. Ich zögerte, hordete an der Tür, da vernahm ich die Schritte, die barschen Rufe: Sofort öffnen! und hörte, wie man an die Türe der Gräfin pochte. Ich begriff sofort. Nun würden sie auch zu mir kommen. Einen Augenblick war ich starr vor Schrecken. Mein Blut zirkulierte nicht mehr; kalter Schauer lief über meine Haut. Was tun? Ich trug die drei Steine lose in der Tasche. Wohin mit ihnen? Und da, wie um mich zu verhören, schrie vom Hofen herüber die Sirene des Dänen. Er hatte also Boote ausgesetzt, es war die Viertelstunde, die unsere Rettung hätte bringen sollen. Ich lief zum Fenster. Sprung in den Hof? Gefährlich, aber... zu spät. Ein paar Matrosen standen da und sahen zu den Fenstern hinauf. Als ich mich unwandte, pochte es an meine Tür. Ich vermochte mich nicht zu rühren. Meine Augen suchten die Wände, die Türe ab. Verstecke. Aber wo in diesem Gemach kann ich die Steine verstecken, sie werden sie finden; sie wissen besser zu suchen, als wir es verstehen, etwas zu verbergen.

Ein Gewehrkolben donnerte gegen die Zimmertüre. Aufmachen! Der Krach polterte durch das ganze Haus und hatte Nina erweckt. Mit einem Satz des Erschreckens kam die Katze unter dem Bett hervor. Sie stand mit gekrümmtem Buckel und sah die Tür an. Und in der Se-

kunde fiel die Idee in mich hinein. Ich bückte mich, als handle ich nach einem alten Plan und nahm Nina auf. Zur Tür, wo ungeduldiges Scharren hörbar ward, rief ich: «Ich öffne gleich! Gedulden Sie sich, ich stehe hier im Hemd!» Aus der Tasche nahm ich die Steine und band sie der Katze in die Knotenstellen der blauen Schleife. Dann warf ich Jacke und Weste ab und lief zur Türe. Die Katze huschte hinaus, ehe noch die Matrosen und Soldaten hereinkamen.

Es waren plump, aber gutmütige Gesellen. Sie durchsuchten mich, stellten das Zimmer auf den Kopf — und fanden natürlich nichts.

«Genossen», sagte der lange Maat mit dem Führerabzeichen, «da sind wir in eine Liebesgeschichte geraten, wie ihr seht.» Und sie zogen wiehern ab.

Vor unserem Gasthof stieß ich auf die Gräfin. Sie schritt neben dem Admiral Jurow. In der linken Hand trug sie ihr Kleiderbündel, mit der rechten drückte sie die Katze an ihre Brust. Ich vermochte aufzuzatmen. Jurow ging mit leeren Händen. «Darf ich Ihnen das Bündel abnehmen, Gräfin?» bat er. Sie gab es ihm. Wir, die Gräfin und ich, sahen uns nicht an. Sie trug ahnungslos die

Katze. Das war gut und genug. Wissend würde sie sich vielleicht doch verraten.

Von den kleinen Booten wehte der Danebrog, eine rote Fahne, aber — dem Himmel sei Dank! — ein weißes Kreuz darin. Unsere Schritte wurden rascher. Die Begleitungsmannschaften begannen zu fluchen, aber sie blieben neben uns.

Hinein in die Boote. Zuerst die Gruppe vor uns. Ein alter Mann weint mit weitoffenen Augen. Wir jetzt. Der Admiral. Nun die Gräfin... da steht ein Mann in abgetragener Uniform vor ihr. Er hat ein häßliches Lachen um den gespaltenen Mund. Halt! sagt er. Wir erleben alle. Und der Mann reißt mit hartem Griff der Gräfin die Katze aus den Armen. Man kann gar nicht so rasch erfassen, was dann geschieht. Etwas Weißes wirbelt durch die Luft, schreit laut und kläglich und schlägt dumpf auf einem Steinblock auf. Die Katze Nina ist sofort tot. Der Soldat bückt sich. Sein Seitengewehr ist jetzt ein Schlachtmesser. Geißt stößt er es der Katze in die Brust und öffnet den Leib. Die warmen roten Gedärme reißt er heraus. Ich muß mich umdrehen. Ekel würgt mich im Halse. Ich höre, wie der Soldat sagt: «Nichts. Es konnte sein, daß sie der Katze hatte ein paar Brillanten schlucken lassen.» Er wendet sich ab.

Ich muß an der toten Katze vorüber. Sie liegt da, zerfetzt, noch rauchend. Und obgleich es mich schaudert, vermag ich Rührung zu schauspielern. Ich nehme den Kadaver auf. Mit gesenktem Kopf, als unterdrücke ich ein Schluchzen, schreite über den Steg und steige in das noch wartende Boot, die Katze fest im Arm. Gelächter folgen mir. Das Boot stößt ab.

Als wir außer Sicht sind, öffne ich die blaue Schleife und nehme die Steine heraus. Sie sind noch alle drei vorhanden. Die Dänen lachen. Der junge Leutnant klopf anerkennt meine Schulter. Die Gräfin neigt sich über meine Hand; ich kann die Bewegung gerade noch abfangen.

## Der alte Affolter

Von Elisabeth Klein

Die Schmiede von Koppigen gleicht einer schwarzen Höhle, und das Dunkel, das sie dem helllichten Tage entgegenstellt, bewirkt, daß sie geheimnisvoll, fast mythologisch aussieht, so daß man, obgleich sie mitten im schönsten Bernbiet, nahe den Kornfeldern und den Hofstätten voller Äpfel steht, meint, man würde Hephaistos darin antreffen. Dieser Eindruck wird noch bekräftigt, wenn man eintritt und im wunderbarlichen weißen Licht der Esse den Schmied mit unbeweglichem Auge, stauhaft in seinem ledernen Schurz vor dem mächtigen Blasebalg stehen sieht. Aber sein berndeutscher Gruß entfernt die mythologischen Schleier und es bleibt nur die geheimnisvolle Atmosphäre des Dunkels, das durchweht ist vom Atem des Blasebalgs, durchglüht ist vom hellen Auge der Esse und in das unzählige Gegenstände ihre lebendige Form drücken.

Die Schmiede ist mir lieb wegen dieses Helldunkels, aus dem der schwere Ambos gleichsam emporschwebt, wegen der Hufeisen, die sich unzählige Male am Boden, an den Wänden und an der Diele wiederholen und mit Zangen und Haken ein sonderbares Spiel spielen, und wegen der Räder, die mich an die Träume Ezechiels erinnern und mit Cherubinen und Wirbelwind in engem Zusammenhang stehen. Dies war die eine Anziehung der Schmiede, die andere war der Schmied selber, ein ruhiger Mann, der sein Schweigen hie und da mit einer heiteren Geschichte unterbrach, die er mit trockenem Humor erzählte.

Er wußte, daß ich in der Friedau wohnte, einem schönen alten Besitz, auf dessen prächtiger, albernischer Fassade zu lesen war «Gasthaus zum Bären» und «Hotel de l'Ours». Diese Aufschrift stammte von dem früheren Besitzer, dem alten Affolter, der Wirt war. Den französischen Text hatte er hinzugesetzt, als die unglückliche Armee des Generals Bourbaki sich vor den Preußen in die Schweiz flüchtete. Noch heute erzählen die Leute im Emmental Schauer geschichten über dieses geschlagene und abgehetzte Heer mit seinen zerlumpten Soldaten und den Rossen, die einander vor Hunger die Mähnen und Schweife abfraßen. Als aber diese dem Tode Entflohenen im schönen Schweizerland in aller Freiheit wieder aufatmen und sich kräftigen konnten, ließen sie es sich gut sein, und sie kehrten auch im «Hotel de l'Ours» ein und aßen die Plättli der Frau Affolter und tranken willig den Neuenburger dazu. Denn daß die Affolters eine gute Küche hatten, weiß ich genau, weil ich in einer Gerümpelkammer auf dem Boden der Friedau ein Kochbüchlein gefunden habe, das nichts zu wünschen übrigläßt. Der alte Affolter machte also mit den Franzosen ein gutes Geschäft. Aber die größte Einnahme, die ihn eigentlich zum reichen Manne gemacht habe, wäre ihm vom Zufall beschert worden, erzählte mir der Schmied, während er eine lange Eisenstange, die glühte, hämmerte. Nämlich als die Franzosen mit ihren Wagen abzogen, wäre ihnen bei aller Eile, mit der sie durch die Straßen holperten, ein Fäßlein Gold vom Wagen gerollt und gerade vor Affolters Tür gefallen. Das hätte dem Wirt

geholfen, seinen Besitz zu vergrößern und seinen Stall mit Vieh gefüllt.

Der alte Affolter habe nämlich eine Leidenschaft gehabt, keine verrückte und sträfliche Leidenschaft, sondern eine rechte, bodenständige Schweizer Leidenschaft: schöne Kühe! Er habe denn auch bald vierzig der schönsten Tiere in seinem Stall gehabt und zwar seien sie alle von der gleichen Rasse gewesen, und weit und breit hätte diese Herde als die schönste gegolten. Wenn ihm eine Rasse verleidet gewesen, habe er die Kühe alle miteinander, in Bausch und Bogen verkauft und sich vierzig von einer anderen Rasse zugelegt, so daß im Stall und auf der Weide allort ein anderes Bild zu sehen gewesen sei, bald schwarze und weiße Freiburger, bald hochbeinige Simmentaler oder aber niedrige Schwyzer Kühe. Als rechter Liebhaber habe er darauf gehalten, daß alle Kühe ganz gleich seien und eine so wohl aussehen wie die andere. Vor allem aber habe er darauf gesehen, daß die Ohren und Hörner bei allen Tieren übereinstimmen. Die Leidenschaft und die Spezialwünsche des alten Affolter seien im ganzen Bernerland bekannt gewesen, und wenn es verlautet habe, daß er die Rasse wieder einmal wechseln wolle, hätten die Händler Sorge getragen, Herden von vierzig schönen, gleichmäßigen Kühen auf den Markt zu bringen.

So sei dem Affolter wieder einmal seine Herde verleidet gewesen, und als er sich daraufhin auf dem Markte gezeigt habe, seien dort vierzig wunderschöne Schwyzer Kühe gestanden, eine fehlerlos wie die andere und alle gleich Zwillingen, Kühe, die jedem Kenner sofort auffallen mußten mit ihren schweren Leibern über kurzen, schlanken Beinen, «wo wenig Luft underdüre geit», mit dem schönen beigegrauen Fell, den großen rosa Ohren und Schnauzen. Was aber Affolter ganz besonders bestochen habe, sei der Umstand gewesen, daß alle diese Kühe prächtig ausgebildete Hörner besessen hätten. Bei jeder einzelnen Kuh seien die Hörner unbeschädigt, ebenso schön und vollkommen in der Form wie in der Farbe auf der Stirn gesessen, ein Schmuckstück. Affolter sei darüber ganz verliebt und vernarrt geworden und habe die ganze Herde von 40 Kühen sofort gekauft und heimtreiben lassen. Als er aber nach einigen Tagen stolz in seinen Stall gekommen sei, um seine seltene Kuhherde mit Liebhaberaugen zu mustern, wären etwa der Hälfte von allen schönen neuen Kühen die Hörner abgefallen.

Hier fragte ich den Schmied, wie denn das gekommen und ob die Kühe krank gewesen seien.

«Nein», lachte der Schmied, indem er seinem nun fertigen Eisengerät die letzte Form gab, «die Hörner waren nämlich schon vor dem Verkauf ab, aber damit alle Kühe gleich seien, hatte der Verkäufer ihnen schöne neue Hörner auf die Stümpfe geleimt.»

Der Spaß rauschte in seiner Stimme, er sagte es mit unbeweglichen Augen, und ich weiß, daß, wenn Homer im Emmental gelebt hätte, er den Schmied zum Hephaistos erhoben hätte, so olympisch war die Art, mit der er die menschlichen Begebenheiten, Liebe, List und Aerger betrachtete.